

Der Rock hing am Wagen fest und sie sank zwischen der Deichselgabel auf den Boden. Brutal zog der Russe sie weiter vor und gab ihr dann einen Stoß.

Sie taumelte auf die Umherstehenden zu. Dann blieb sie einfach stehen. Wie geistesabwesend stierte sie ins Leere. Nur noch Fetzen ihrer Unterwäsche hingen um sie herum.

Am rechten Bein sickerte etwas Blut herab.

Ihre Mutter eilte mit einem langen Wintermantel auf sie zu, legte ihn um ihre Schultern, knöpfte ihn sorgsam zu und führte das Mädchen hinter die herumstehenden Leute in eine Ecke des Platzes.

Wenn man davon absah, dass ein Russe ständig das Gewehr bereithielt, kümmerten sich diese jetzt nicht mehr sonderlich um die Leute. Sie schirrten das Pferd wieder an und beluden den Wagen. Der Wagenlenker stieg auf seinen Sitz und formte eine Machorka⁷ zurecht. Nachdem er ein Streichholz angezündet hatte, sog er den Rauch ein und blies ihn mit sichtlichem Behagen in die Luft. Die anderen machten es sich unter der Plane bequem. Es war zu erkennen, dass erneut die Schnapsflasche kreiste. Die Leute warfen zwar immer wieder einen Blick auf das Gefährt der Russen, aber keiner konnte sich einen Reim darauf machen, was wohl als nächstes geschehen werde.

Ein Schreck fuhr den Leuten durch alle Glieder als ein „Huräää“ aus sechs Männerkehlen und eine Salve aus einer Kalaschnikow die eingetretene Stille jäh durchbrach.

Der Planwagen setzte sich in Bewegung, wurde schneller und entschwand aus dem Blickfeld. Starr standen die Menschen da, und die Angst war in ihren Gesichtern zu lesen. Die Leute aus dem Adlergebirge hatten immer großen Wert auf Harmonie und Mitmenschlichkeit gelegt. Mit Hilfsbereitschaft ging man stets auf den Gast, den Nachbarn oder den Fremden zu.

Es waren gläubige Menschen, denen Unmenschlichkeit und Gewalt fremd waren. Selbst vom Krieg hatten sie direkte Einwirkungen nicht

⁷ Machorka: Zigarette aus russischem Tabak

erfahren. Ja, sie hatten Opfer bringen müssen, mancher Ehegatte lebte nicht mehr.

Aber Luftangriffe, Kampfhandlungen, zerbombte Wohnungen und Häuser hatten sie nicht erleiden müssen. Auch hatten sie nur wenig Erfahrung mit Menschen, die der Krieg hemmungslos und satanisch werden ließ. Langsam löste sich das Schweigen. Die Menschen redeten miteinander und man wollte wissen, wie es dem Mädchen geht.

Als wieder etwas Beruhigung eingetreten war, stand ein älterer Herr auf, stieg auf einen Baumstumpf und bat mit erhobener Stimme, ihm zuzuhören. Es war ein stattlicher Herr mit weißem Haupthaar und weißem Bart.

Er sagte: „Leute, ich weiß nicht, welche Aufgabe die Russen hatten. Vielleicht sollten sie uns in ein Lager bringen. Vielleicht sollten sie uns auch einfach alle erschießen. In diesem Falle mögen sie gedacht haben, dass sie uns sogar verhältnismäßig gut behandelt haben.“

Vielleicht waren es auch einfach versoffene Hunde, die keine großen Umstände wollten. Es sieht jedenfalls so aus, als ob wir nun ganz auf uns gestellt sind. Deshalb schlage ich vor“, so fuhr er fort, „dass wir diesen späten Nachmittag und die Nacht über gemeinsam an diesem Platz bleiben. Denn wenn wir allein umherirren und keine Bleibe für die Nacht finden, wird es für uns und besonders für die Frauen schwer. Sie sollen wissen, dass Niederschlesien von den Russen besetzt ist. Da die Bolschewisten Ost-Polen als Teil Russlands beansprucht haben, werden die Polen dort auch aus ihrer Heimat vertrieben. Die russischen Soldaten, die hier stationiert sind, sollen die Deutschen vertreiben und sorgen, dass die Polen Häuser und Höfe, Geschäfte und Fabriken in Besitz nehmen können.“

Man sagt, Polen und Russen sollen nicht gerade Freunde sein, und die Polen seien auch ziemlich brutal.

Ich kenne mich hier in der Gegend aus. Der nächste Ort ist Bad Langenau.

Es sollen Flüchtlinge aus unserem Land bereits hier durch gekommen sein. Wie ich hörte, konnten sie auf großen Höfen in Bad Langenau unterkommen.

Sie mussten später aber auch wieder weiterziehen. Die Russen haben die Leute wohl dazu gezwungen.“

Er kam nun zu seinem Vorschlag und meinte, man solle sich auf die Nacht einrichten, ein Lager aus Laub und Zweigen schaffen und Holz für mindestens drei Feuer und eine Brennstelle zum Kochen sammeln.

Zum Schluss sagte er: „Wer anderer Meinung ist, möge vortreten, sonst aber wollen wir uns noch eine Weile ausruhen und dann mit den Vorbereitungen anfangen.“ Es trat keiner vor, und nach einer Pause ging einer nach dem anderen in den angrenzenden Wald.

Die Mutter mit Josua hatte sich zufällig in der Nähe von dem Mann aufgehalten. Sie erinnerte sich, dass Heinrich Letzel, ihr Vater, gelegentlich Zuchtvieh von einem großen Bauern aus Bad Langenau gekauft hatte. Der Bauer und ihr Vater hatten sich sehr gut verstanden. Das Vieh war einfach über die „Grüne Grenze“ getrieben worden und hatte so die Nationalität gewechselt.

Ein schmerzlicher Gedanke durchzuckte sie, denn von den Eltern wusste sie nichts.

Sie fasste einen Gedanken, und den wollte sie jetzt unbedingt weiterverfolgen. Herr Leitner, der eben gesprochen hatte, wollte in Richtung Wald gehen. Da trat die Mutter ihm in den Weg und fragte: „Wissen Sie, wie die großen Bauern in Bad Langenau heißen?“ Er sah sie mit traurigen Augen an und antwortete: „Leider muss ich Sie enttäuschen. Wir hatten Verwandte in Bad Langenau, die durfte ich als Bub immer in den Ferien besuchen. Aber die sind schon vor ein paar Jahren verstorben.“

Es gab da aber den Swowoda-Hof. Der Besitzer war eigentlich Tscheche, aber er hatte den Hof von einem Onkel geerbt, der in jungen Jahren über die Grenze gegangen war. Der Neffe hat es ihm gleichgetan und das Erbe des Onkels angenommen.

Dieser Swowoda hat mich einmal aufgestöbert, als ich auf seinem Hof herumschlich.

In der Schule lernte ich damals tschechisch und sprach es auch schon recht gut.

Der Swowoda sprach mich an und wollte mich zur Rede stellen. Ich dachte, dass ich besonders schlau wäre und antwortete auf Tschechisch. Ich tat, als ob ich kein Deutsch verstehe.

Der Swowoda blieb ganz ruhig und sprach einfach in einem perfekten Tschechisch auf mich ein.

Da musste ich lachen und er lachte auch. Später durfte ich dann auf den Hof kommen, wann ich wollte. Aber auch dieser Mann wird nicht mehr leben oder er müsste sehr alt sein. Nein, gute Frau sonst kenne ich leider keine Namen von den Bauern.“

Die Mutter gab aber noch nicht auf: „Wenn der Swowoda sehr alt oder gar tot ist, muss es doch einen Nachfolger geben?“

„Ich hab mal von einem Rück oder Rücker gehört. Aber ob der Name stimmt und einer mit ähnlichem Namen dort Bauer ist, weiß ich nicht.“

Mutter Frenzi straffte sich und sagte: „Herr Leitner, ich werde kein Holz sammeln, ich geh mit dem Buben jetzt gleich nach Bad Langenau.“

Der Leitner zuckte mit den Schultern und ging davon. Den Namen Rücker, meinte Frenzi, früher als Kind schon gehört zu haben.

Ganz aufgeregt räumte sie die wenigen Sachen, die sie noch besaß, zusammen, nahm Josua bei der Hand und marschierte entschlossen los.

Die Straßen waren wie leer gefegt. Wenn man ein Stück vor sich jemanden sah, war er auch schnell wieder verschwunden. Die Mutter sprach eine Frau mit Kopftuch an. Diese antwortete barsch und irgendwie überheblich in einer fremden Sprache.

Es musste wohl eine Polin sein, die sich hier schon als Besitzerin wähnte.

Erst war Frenzi traurig, dann aber wütend, weil sie dachte: „Die dumme Kuh hat in Polen sicher eine Lehmhütte gehabt und bekommt hier ein mit Stuck verziertes Herrenhaus.“ Josua protestierte, weil ihm das Laufen schwer fiel. Er wollte wissen: „Wo sollen wir denn schlafen gehen, ich bin ja sooo müde.“

Frenzi antwortete nicht und zog ihn einfach weiter.

Der dicht bebaute Ortskern hatte sich etwas aufgelockert und man erkannte eine Brücke über dem Fluss. Der Fluss musste wohl die Neiße

sein, und am anderen Ufer lag ein großer Bauernhof. Die großen Tore und ein Türmchen erinnerten ein wenig an eine Burg. Frenzi stellte sich an die Wegbiegung, die zur Brücke führte und sagte: „Du Josua, zu dem Hof dort gehen wir jetzt.“

„Da bleiben wir dann?“ Josua bekam keine Antwort, aber es ging schon wieder weiter und seine wunden Füße schmerzten. Frenzi war’s ganz bange. Wenn dort bereits Polen waren, dann bestand keine Hoffnung. Ein deutscher Bauer wäre aber sicher auch nicht begeistert, denn bestimmt waren schon mehr Flüchtlinge hier durch gekommen.

Der Innenhof war komplett umbaut. Weil die Gebäude ein erhebliches Ausmaß aufwiesen, schloss Frenzi daraus, dass der Innenhof sehr groß sein musste. Das riesige Tor, was sich auf dieser Seite des Hofes befand, war in eine „gebrochene Ecke“ integriert. Der Hof lag ganz ruhig da, und das Tor war bereits geschlossen. Beim Näherkommen erkannte Frenzi, dass es im großen Tor eine kleine Tür gab. Vielleicht war die ja offen.

Die Tür war tatsächlich nicht verschlossen, und die Mutter und Josua traten verstohlen und verschüchtert ein. Frenzi fühlte sich fast wie ein Dieb. Dennoch ging sie mutig in den Hof und Josua trottelte hinterher. Der Innenhof war wirklich sehr groß. Alles wirkte ordentlich und sehr gepflegt.

Rechts an der Stirnseite des Vierecks war ein mit Schnitzereien verziertes Portal. Das sollte wohl der Eingang zum Herrenhaus sein.

Frenzi ging entschlossen auf das Tor zu. Sie hob den schweren Klöppel und ließ ihn gegen das Türblech schlagen.

Man hörte den Widerhall von dem polternden Geräusch in den Hofraum schallen. Falls jemand im Hause war, musste das Poltern gehört worden sein. Aber es blieb alles ruhig. Jetzt fasste sich Frenzi nochmals ein Herz und knallte den Klöppel so fest sie konnte gegen das Türblatt. Josua war jetzt auch bis dicht an die Tür herangekommen. Mutter und Sohn standen wie Bettler vor der Tür.

Es dauerte eine Ewigkeit, und Frenzi wollte bereits wieder umkehren, da knirschte es in den Scharnieren und die Tür ging um einen Spalt auf. Innen war sie mit einer schweren Kette gesichert, so war ein Aufstoßen

von außen unmöglich. Ein älterer Herr mit weißen Schläfen wurde zum Teil sichtbar. Als er die Frau und das Kind sah, schwieg er einen Augenblick.

Dann aber sagte er mit fester Stimme: „Bitte gehen Sie, wir lassen niemanden herein.“

Frenzi glaubte, dass der Boden unter ihren Füßen schwankte. Sie hielt sich am Türholm fest und sagte einfach: „Sie sind doch Herr Rücker.“

Wieder entstand eine lange Pause, dann sagte der Mann: „Ich kenne Sie nicht und weiß nicht, wo sie meinen Namen gehört haben.“

Frenzi lief es jetzt heiß und kalt über den Rücken herunter. Jetzt musste sie alles versuchen. Sie sagte: „Mein Vater, Heinrich Letzel, war immer voll des Lobes, wenn er mit Zuchtvieh von Ihnen zurückkam. Sie haben ihn wie einen Gast behandelt und waren ein fairer Geschäftsmann. Ich kann nicht glauben, dass Sie uns jetzt in dieser Situation abweisen wollen.“

Wieder entstand ein langes Schweigen. „So, Sie sind also die Tochter von Heinrich Letzel?“, fragte er „und seinen Enkel haben sie auch mitgebracht“, fuhr er fort. „Ist das denn die ganze Familie?“, wollte er wissen. „Ja, leider“ antwortete Frenzi. „Mein Mann ist in Stalingrad geblieben. Er lebt nicht mehr.“ Jetzt hörte man ein Rasseln der Ketten und das polternde Schlagen derselben gegen das Türblatt. Herr Rücker machte die Tür ein Stück weiter auf und ließ die Mutter und Josua herein. Vor ihnen tat sich ein geräumiger, aber schwach beleuchteter Flur, es war schon mehr ein Empfangsraum, auf.

Lautlos ging seitlich eine Türe auf, und Frau Rücker stand im Raum. Sie wollte etwas sagen, aber Herr Rücker legte einen Finger auf seinen Mund und zog Frenzi und Josua in den Raum, in den auch Frau Rücker wieder zurückgegangen war.

Herr Rücker sprach als Erster und zu seiner Frau gewandt sagte er: „Schau Leni, das ist die Tochter und der Enkel von Heinrich Letzel.

Die können wir nicht einfach vor der Türe stehen lassen.“

Natürlich konnte sie sich noch gut an den Heinrich Letzel erinnern. Wenn es einzurichten war, blieb er über Nacht.

Dann hatten sich die beiden Männer viel zu erzählen. Heinrich sprach von „seinem“ Sudetenland und darüber, wie die Tschechen mit den

Deutschen verführen. Später war Hitler das Hauptthema. Sie kamen von einer Sache zur anderen und wenn Leni, die Frau Rücker, schlafen ging, stellte sie ein Stück mageren Speck, Brot und die Schnapsflasche auf den Tisch. Es wurde dann immer tiefe Nacht, bis die beiden schlafen gingen. Vom Brot, Speck und Schnaps war oft nicht allzu viel übrig geblieben. Lange hatten sie den Letzel Heinrich nicht mehr gesehen. Sicher waren die unruhigen Zeiten schuld.

Telefonieren ging nicht. Es gab ja kaum Telefone und die Leitungen wurden nicht verbunden. Der Spionage sollte nicht Vorschub geleistet werden. Natürlich wollten die Rücker-Leute gerne wissen, was mit dem Letzel Heinrich und seiner Familie ist.

Frenzi musste sie enttäuschen.

Sie hatte doch selber schon lange keine Nachricht mehr bekommen. Denn der Milchmann fuhr schon eine Weile nicht mehr.

Inzwischen war alles in tschechischer Hand, und zuletzt waren ja sogar die Kühe abgeholt worden. Sie berichtete von der Vertreibung, von dem Verhalten der Tschechen und Russen. Als Frenzi geendet hatte, trat Stille ein.

Nach einer langen Pause sagte Herr Rücker: „Da habt ihr aber gewaltig Glück gehabt.“ Verständnislos sah Frenzi den Rücker an.

Er fuhr fort: „Erst vor ein paar Tagen haben die Russen eine Gruppe Sudetendeutsche hier vom Hof weggeholt. Ich hatte ihnen gestattet, nebenan im Mietshaus zu wohnen. Den linken Flügel von unserem Hof bezeichnen wir als Mietshaus. Dort sind kleine Wohnungen für Knechte und Mägde und ein großer Schlafsaal für die Saisonarbeiter.“

Weil er in der jetzigen Zeit meist leer stand, ließ ich die Leute dort schlafen. Mit einigen Leuten habe ich geredet. Sie waren ganz verstört. Sie mussten auch ohne Habe ihre Häuser verlassen. Tschechen, ganz normale Leute, hatten sich am Straßenrand eingefunden und sie bespuckt, mit Knüppeln und Eisenstangen geschlagen.

Einzelne wurden aus der Gruppe herausgerissen und kurzer Hand am nächsten Baum aufgehängt. Andere wurden festgehalten, die Schuhe mussten sie ausziehen und über Glasscherben laufen.

Das waren keine persönlichen Feindschaften. Das war einfach Deutschenhass. Ich kann nicht verstehen, dass die Menschen so roh geworden sind“, sagte er noch und schwieg dann einen Augenblick.

„Die Russen haben alle am nächsten Tag hinausgetrieben. Ich sah die Leute noch zu Fuß dahinten über unsere Brücke gehen. Wo sie geblieben sind, weiß ich nicht.

Unser Swowoda ist schon ziemlich komisch. Das mag an dem hohen Alter liegen. Aber er spricht ja fließend tschechisch und auch etwas russisch. Als die Russen merkten, dass er ihre Sprache spricht, redeten sie auch mit ihm.

Ihm sollen sie gesagt haben, dass alle Deutschen weg müssten, weil Platz für die Polen geschaffen werden soll. Es kommen immer wieder Russen in den Hof und durchstöbern alle Räume.

Die wollen wohl sehen, ob sich nicht wieder Deutsche eingemietet haben. Deshalb bin ich auch so zurückhaltend, wenn jemand um Einlass bittet. Auf keinen Fall möchte ich Ärger mit den Russen haben.“

Wieder entstand eine lange Pause.

Dann fing der Rücker erneut an zu reden: „Na, zwei Leute mehr, die könnten ja zur Familie gehören, das könnten Verwandte sein.“ Frau Rücker holte etwas zu essen und zu trinken. Josua bekam ein Glas Milch und eine Honigschnitte.

Schon beim Essen musste er heftig mit sich kämpfen, dass ihm nicht die Augen zufielen. Frau Rücker sagte: „Wir haben da noch eine leere Kammer. Es steht zwar ein Bett darin, aber statt eines Fensters ist dort nur eine kleine Luke. Ich sehe, ihr seid sehr müde. Ich werde das Bett beziehen und dann geht erst einmal schlafen.“ Frenzi drückte beiden Leuten die Hände. Sie nickten nur. Als sie den Raum betraten, brannte eine Kerze. Das elektrische Licht war defekt. Aber es gab einen Stuhl, eine Kanne Wasser, eine Waschschüssel und ein Handtuch. Frenzi zog Josua aus und wusch ihn.

Das war schwierig, weil er gleich ins Bett und schlafen wollte. Als Frenzi sich fertig gemacht hatte, fiel sie auch ins Bett und ein traumloser Schlaf umhüllte sie.

Frau Rücker klopfte an die Tür und trat ein. „Der Tisch für die Vesper ist gedeckt. Hier habe ich einen Rock und eine Schürze von mir. Ziehen sie das an, damit es so aussieht, als gehören sie zum Personal. Wir werden euch als entfernte Verwandte und künftige Aushilfe auf dem Hof vorstellen. Sagen sie aber keinem und besonders nicht dem schrulligen Swowoda, dass Sie aus dem Sudetenland stammen. Der ist ja Tscheche und liebt die Deutschen nicht, die dort leben.

Es macht den Eindruck, als ob die Tschechen die Deutschen schon seit Generationen hassen. Das mit dem Swowoda ist besonders wichtig, weil er den Russen verraten könnte, dass wir euch aufgenommen haben. Es liegt also in eurem eigenen Interesse.“

Dann noch eines: „Achtet darauf, dass ihr euch nie auf den Stuhl vom Swowoda setzt. Er sitzt immer an Kopfende und bekommt immer den gleichen Stuhl. Später werde ich Ihnen von dem feinen Herren noch mehr erzählen. Jetzt beeilen Sie sich.“ Es war für sieben Personen gedeckt. Tatsächlich saß bereits an der Stirnseite des Tisches eine sehr alte Person. Es war ein Mann mit einem kahlen, runden Schädel. Mit einem Schädel, der so rund war, wie man selten einen Menschenkopf sah.

Eine kleine gedrungene Nase und runde, stechende Augen machten sein Erscheinungsbild auch nicht freundlicher und sein Bauch war fast so rund wie sein Kopf.

An jedem Platz stand eine große Tasse. Man mochte es fast einen Tiegel nennen. Diese war sehr heiß und enthielt eine weiße Masse. Daneben lag eine dicke Scheibe Brot, die halb aus Roggen- und halb aus Weizenmehl bestand. Teilweise waren noch aufgequollene Körner zu erkennen. Ein Klecks Butter befand sich am Rand dieser Brotscheibe. Daneben lag ein Messer und ein Löffel. Swowoda hatte noch ein Tellerchen mit etwas Schinken und ein weiteres Tellerchen mit Gemüse. Das war die Vesper.

Die weiße Masse in den Tiegeln bestand aus Wasser, Mehl und war mit etwas Salz abgeschmeckt. In der Mitte des Tisches befand sich ein Körbchen mit Brot.

Swowoda sicherte sich sofort eine weitere Scheibe Brot aus dem Körbchen.

Als Frenzi und Josua sich an den Tisch setzten, hoben alle den Kopf und warfen einen Blick auf die beiden.

Nur Swowoda brauchte dazu sehr lange. Aber er wandte sich schließlich auch dem Vespermahl zu. Er war sicherlich damit zufrieden gestellt, dass er mehr hatte und besser bedient war als alle anderen am Tisch. Für ihn und dieses Mal auch für Frenzi und Josua war es das erste Essen an diesem Tage.

Die Bediensteten hatten vor der Stallarbeit, dem Melken und Füttern eine Tasse Malzkaffee und eine auf der Herdplatte geröstete Scheibe Brot gehabt. Die Kriegezeiten hatten sich auch hier ausgewirkt und keiner murrte, wenn es auch etwas spartanisch zugging.

Nach der Vesper gab es meist nicht viel zu reden und jeder verließ den Tisch, um seiner Arbeit nachzugehen. Josua löffelte noch an der weißen Masse, die er nicht einordnen konnte und kaute an der Scheibe Brot. Frenzi machte sich nützlich und räumte den Tisch ab. Nur Swowoda saß an der einen Tischseite und fast gegenüber, aber an der anderen Tischecke saß Josua. Der Swowoda stierte ihn an und passte genau auf, was er machte. Josua sah abwechselnd zur großen Tasse, dem Rest der Schnitte und auf Swowoda.

Ihm war klar, dass er diesem Fiesling aus dem Wege gehen würde. Die „Kegelkugel“ mochte er absolut nicht.

Weil für Josua alles neu war und er nicht wusste, wo er hingehen sollte, ging er zur Mutter in die Küche. Sie war mit dem Aufwasch vom Vespergeschirr befasst.

Die Frau Rücker kam auch herein und zog die Tür hinter sich zu. Sie ging auf Frenzi zu und sagte: „Du warst eine Bäuerin und hast einen Hof allein geführt und ich bin auch eine Bäuerin. Gib mir deine Hand, wir werden uns mit unseren Vornamen ansprechen. Aber bitte nur, wenn die Bediensteten und vor allem Swowoda nicht in der Nähe ist.“

Swowoda ist ein Kreuz. Damals machte er uns ein günstiges Angebot, als wir den Hof kaufen wollten. Aber er verlangte, weil er alleinstehend war, dass wir ihn versorgen.

Seine Frau war sehr früh gestorben und Kinder hatten sie nicht. So verkaufte er uns den Hof. Wir waren jung und hatten viele Pläne.